

Unverkäufliche Leseprobe



Dan Diner/Raphael Gross **Roads not Taken**

Oder: Es hätte auch anders kommen können

2023. Rund 288 S., mit ca. 70 farbigen Abbildungen
ISBN 978-3-406-80094-8

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/34659726>

© Verlag C.H.Beck oHG, München
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie können gerne darauf verlinken.

Roads not Taken

Roads not Taken

Oder: Es hätte
auch anders
kommen können

**Deutsche
Zäsuren
1989–1848**

Herausgegeben von
Fritz Backhaus, Dan Diner,
Julia Franke, Raphael Gross,
Stefan Paul-Jacobs
und Lili Reyels



C.H.BECK

Inhalt

- 7 **Vorwort**
Raphael Gross
- 11 **Roads not Taken**
Oder: Es hätte auch anders kommen können
Ein Gespräch mit Dan Diner über das Konzept der Ausstellung

1989

- 24
- 26 **Glücksfall – Revolution**
Oder: Die Proteste und Demonstrationen werden gewaltsam niedergeschlagen
Julia Franke

1972

- 44
- 46 **Entspannung – Ostpolitik**
Oder: Willy Brandt wird als Kanzler abgewählt
Stefan Paul-Jacobs
- 55 **27. April 1972: Rainer Barzel wird Bundeskanzler**
Bernd Rother

- 64
- 66 **1961**
Furcht – Mauerbau
Oder: Die Berlin-Krise löst die atomare Katastrophe aus
Stefan Paul-Jacobs
- 73 **Im »Regierungsbunker« – die ersten Tage des Dritten Weltkriegs**
Jörg Diester

1952

- 84
- 86 **Lockungen – Stalin-Noten**
Oder: Der Weg in die Wiedervereinigung
Stefan Paul-Jacobs
- 93 **Bild-Raum und Bild-Zeit einer sozialistischen Utopie. Walter Womackas »Unser Leben« am Haus des Lehrers, Berlin-Alexanderplatz**
Oliver Sukrow

1948/49

- 102
- 104 **Systeme – Kalter Krieg**
Oder: Die Berlin-Blockade führt zum Krieg
Stefan Paul-Jacobs

1945

- 116
- 118 **Davongekommen – Atombombe**
Oder: Ludwigshafen statt Hiroshima
Stefan Paul-Jacobs

1944

- 132
- 134 **Attentat – 20. Juli**
Zu spät! Umsturzversuch und Holocaust
Julia Franke

- 152 **1936**
- 154 **Vabanque – Rheinland**
Oder: Frankreich
verhindert Hitlers
Expansion
Stefan Paul-Jacobs

- 166 **1933**
- 168 **»Ein Wunder« – 30. Januar**
Oder: Militärdiktatur
statt NS-Diktatur?
Lili Reyels
- 175 **Die vermeidbare**
Katastrophe: der
30. Januar 1933
Heinrich August Winkler

- 182 **1929**
- 184 **Elend – Wirtschaftskrise**
Oder: Brüning gelingt
der Kurswechsel
Lili Reyels
- 193 **Die wirtschaftspolitische**
Debatte in der Zeit-
schrift »Der deutsche
Volkswirt« während
der Großen Depression
Roman Köster

- 204 **1918**
- 206 **Ohne Halt? Weimar**
Oder: Eine Monarchie
gibt der demokratischen
Verfassung Bestand
Lili Reyels
- 215 **»Die Firma ... kann ...**
erhalten bleiben« –
die SPD und die Frage:
Monarchie oder
Republik?
Walter Mühlhausen

- 222 **1914**
- 224 **Abgrund – August**
Oder: Kann die
Sozialdemokratie
den Krieg verhindern?
Stefan Paul-Jacobs

- 233 **Straßenproteste gegen**
den Krieg im Juli 1914
Stefan Paul-Jacobs

- 238 **1866**
- 240 **Reich – Mittellage**
Oder: Ein »Drittes
Deutschland«
bewährt sich
Stefan Paul-Jacobs

- 254 **1848/49**
- 256 **Scheitern – Revolution**
Oder: Ein Traum wird
wahr
Lili Reyels
- 263 **Karl Biedermanns**
Bericht über die Reise
der Kaiserdeputation
Monika Wienfort

- Anhang**
- 275 Literatur
- 281 Autorinnen und Autoren
- 282 Leih- und lizenzgebende
Institutionen
- 283 Dank
- 284 Bildnachweis
- 286 Impressum

Vorwort

Wir können davon ausgehen, dass der 24. Februar 2022 noch lange als wichtiges Datum erinnert werden wird. Wenn wir nun die Frage stellen, wann hätten – etwa von europäischer oder deutscher Seite aus – Möglichkeiten ergriffen werden können, damit wir uns nicht an den 24. Februar 2022 erinnern müssten, dann sind wir unmittelbar im Thema unserer Ausstellung »Roads not Taken. Oder: Es hätte auch anders kommen können« und des gleichnamigen Begleitbuchs: Wir fragen uns, wann waren verschiedene Optionen da, wo führten eine Handlung oder das Unterlassen einer Handlung zu einer Zäsur, einer Wegmarke?

Angela Merkel hat in einer ihrer letzten Reden über das Jahr 1989 hervorgehoben, dass es auch anders hätte kommen können. Und genau das beschäftigt uns in dieser Ausstellung. Und zwar genau in der Weise, wie die Kanzlerin dies damals meinte: Es lagen zeitgenössisch auch jeweils andere Optionen auf dem Tisch.

Raphael Gross

Tatsächlich waren viele Zeitgenossinnen und Zeitgenossen eher erstaunt, dass im Oktober 1989 das Niederschlagen der Opposition ausblieb – schließlich hatte es in China ein noch junges historisches Vorbild für diese Reaktion gegeben, das zudem von der Führung der DDR offiziell gebilligt worden war. Ein Objekt aus unserer Sammlung zeugt von dieser Vermutung eines gewaltsamen Endes: ein Schild der Demonstration auf dem Alexanderplatz am 4. November 1989 – auf dem steht: »Achtung! Krenz[,] das ist der Himmlische Frieden«. Aber so kam es nicht.

Diese Ausstellung und das Begleitbuch, das wir nun vorlegen, regen dazu an, sich 14 vergangene Situationen deutscher Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts zu vergegenwärtigen und sich zu fragen: Warum ist es so und nicht anders gekommen? Damit wird nun auch das Publikum in einer öffentlichen Ausstellung vor Fragen gestellt, die Historikerinnen und Historiker sich am Schreibtisch im Grunde immer auch stellen, wenn sie auf die Geschichte blicken. Dass es nicht so gekommen ist, aber hätte anders kommen können, ist ein Teil von dem, was für uns als Historiker Geschichte ausmacht.

Doch auch in Geschichtsbüchern kommen oftmals die Möglichkeiten zu kurz. Vor allem aber in historischen Ausstellungen sieht man meist nur, wie es letztlich gekommen ist. Hier gehen wir einen anderen Weg. Wir wagen damit ein Experiment: Wir zeigen die Momente, über die man nachdenkt, wenn man

zurückschaut, und sich wundert: Waren es Entscheidungen, Handlungen, Zufälle, die das Geschehen prägten? Wo war die *agency*?

Damit werden die Möglichkeiten, die in einer besonderen Situation vorhanden waren, hervorgehoben. Während die Ausstellung also einerseits sehr experimentell ist, entspricht sie mit dem Ausstellen dieses Denkens zugleich exakt der Programmatik unseres Hauses: Wir wollen, dass Menschen zu uns kommen, über Geschichte nachdenken und insbesondere lernen, selbst zu urteilen, wie sie ein bestimmtes historisches Geschehen einzuschätzen haben.

»Es lagen andere Optionen auf dem Tisch« heißt für uns auch: Es geht nicht um eine kontrafaktische Geschichtserzählung. Uns interessieren die Momente, zu denen uns als historischem Museum Quellen vorliegen. Dies ist besonders eindrücklich dort der Fall, wo es materialisierte Vorstellungen einer nie eingetretenen Zukunft gibt: bereits geprägte Münzen zur Erinnerung an Ereignisse, die dann nie stattgefunden haben (etwa eine Krönung), Entwürfe von Schreiben und Ansprachen, die für das Eintreten einer bestimmten Möglichkeit vorbereitet waren (etwa den Abwurf einer Atombombe), aber nie abgesendet wurden, nie gehalten werden mussten.

Jede Besucherin und jeder Besucher wird dabei eine andere Ausstellung erleben, und vermutlich werden sie die Möglichkeiten, die wir aufzeigen, infrage stellen. Das gilt hoffentlich auch für die Leserinnen und Leser dieses Begleitbuchs. Diesen Widerspruch wollen wir erzeugen: Es wird auch Diskussionen über womöglich »fehlende« Wendepunkte geben, Gespräche über andere als von uns dokumentierte offene Wege und Entwicklungen. Wichtig war uns erst einmal, dass wir viele Wegmarken wählen, die auch im öffentlichen Erinnern noch heute eine Rolle spielen. Und solche, die wir für das 20. Jahrhundert und unsere Gegenwart für relevant erachten. Das Subjektive, das Geschichte immer auch prägt, ist dabei natürlich ebenfalls in dieser Auswahl enthalten, die wir wesentlich in der Diskussion mit dem Historiker Dan Diner getroffen haben.

Das Subjektive zeigt sich spätestens dort, wo wir uns fragen, wie eine ergriffene oder verpasste Möglichkeit bewertet wird. Und in der Bewertung der Möglichkeiten zeigen sich auch viele Wünsche, wie die Geschichte doch eigentlich hätte anders verlaufen sollen. Uns geht es allerdings gerade nicht um solche Fantasien. Uns geht es um die Geschichte: um das bessere Verständnis von dem, was tatsächlich passiert ist – vor dem Hintergrund der Möglichkeiten, die nicht ergriffen worden sind.

Dank gebührt an erster Stelle Dan Diner, der das Konzept für die Ausstellung entwickelt und seine Realisierung durch das kuratorische Team intensiv begleitet hat. Diesem gehörten unter der Projektleitung von Fritz Backhaus Julia Franke,

Stefan Paul-Jacobs und Lili Reyels an. Unterstützt wurden sie bei der Umsetzung dieses ungewöhnlichen Konzepts von dem Projektassistenten Dijon Menchén. Zeitweise ergänzten das Team der Volontär Maximilian Auth und der Praktikant Tom Tschepe. Danken möchte ich allen Kolleginnen und Kollegen, die »Roads not Taken« mit großer Energie realisiert haben. Besonders danken möchte ich dem Fachbereich Bildung und Vermittlung unter Leitung von Stefan Bresky, mit Cornelius de Fallois, Marvin Keitel, Tillman Müller-Kuckelberg, Daniel Sauer und Andreas Ziepa, die das Projekt von Anfang an engagiert begleiteten, die Inklusionsstationen entwickelten, einen Media-guide erstellten und ein geschichtsdidaktisches Begleitheft vorbereiteten. Die Registrars Anna Gogonjan und Nina Bätzing waren für den Leihverkehr zuständig. Die Texte dieses Begleitebuchs und bereits die Ausstellungstexte lektorierte Wanda Löwe. Begleitet wurde die Ausstellung von einem Fachbeirat, bestehend aus Moritz Epple, Jan Gerchow, Martin Schulze Wessel und Monika Wienfort.

Großer Dank gebührt ebenfalls dem Team der Gamestation *Herbst 89 – Auf den Straßen von Leipzig*: Niels Hölmer, Ulrike Kuschel und Thabea Lintzmeyer haben unter der Projektleitung von Elisabeth Breitkopf-Bruckschen und Fritz Backhaus eine interaktive Graphic Novel zu den friedlichen Protesten vom 9. Oktober 1989 konzipiert und realisiert.

Die Gestaltung der Ausstellung hat die chezweitz GmbH, museale und urbane Szenographie, Berlin, übernommen. Detlef Weitz und seinem Team ist es dabei gelungen, die Anforderung zu erfüllen, ein historisches Argument in eine visuelle und räumliche Darstellung umzusetzen.

Für das wissenschaftliche Begleitprogramm zeichnet Nike Thurn verantwortlich. Abschließend gilt unser Dank allen Leihgebern, den Autoren und Autorinnen dieser Publikation, Stefanie Hölscher vom Verlag C.H.Beck sowie Ilka Linz für die engagierte Betreuung dieses Bandes sowie Joana Katte und Torsten Köchlin für seine gelungene Gestaltung.

Besonders danken möchte ich auch der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien, Frau Claudia Roth, für die Unterstützung unseres Hauses sowie der Alfred Landecker Foundation für die finanzielle Förderung des Projekts.

Roads not Taken

Oder: Es hätte
auch anders
kommen können

Ein Gespräch mit
Dan Diner über
das Konzept
der Ausstellung

Fritz Backhaus: Lieber Dan Diner, die Ausstellung »Roads not Taken. Oder: Es hätte auch anders kommen können«, beruht auf einem Konzept, das Sie entwickelt und zusammen mit dem kuratorischen Team des DHM umgesetzt haben. Raphael Gross, Präsident des Deutschen Historischen Museums, hat an Sie die Idee herangetragen, auf das zentrale Thema unseres Museums: die deutsche Geschichte, insbesondere die der Moderne, zu schauen und darüber nachzudenken, wie ein neuer, auf das 19. und 20. Jahrhundert gerichteter Blick gestaltet werden könnte. Sie entwickelten dafür eine Konzeption, die vom »Endpunkt« des Jahres 1989 ausgeht und sich rückwärts schreitend bis zum Jahr 1848/49 bewegt, um dabei ausgewählte Zäsuren oder Wendepunkte deutscher Geschichte herauszustellen. Daher eingangs die Frage: Was unterscheidet die hier entwickelte Darstellung von anderen Darstellungen deutscher Geschichte?

Dan Diner: Die Ausstellung stellt wesentlich ein geschichtsphilosophisches Argument aus. Und dieses geschichtsphilosophische Argument bindet sich an die Frage, ob das, was geworden ist, letztendlich hat auch eintreten müssen. Wirkte sich in der deutschen Geschichte eine Art von unwiderstehlicher Zwangsläufigkeit aus? Eine untergründige, auf die Katastrophe drängende Notwendigkeit, spätestens von der Reichsgründung 1871 bis zum Jahr 1945? Und gibt es umgekehrt eine durchgehend überzeugende Erklärung für die angesichts jener, sich doch eher düster gestaltenden Vergangenheit eine als überaus positiv zu bewertende, zumindest im Westen nach 1945 bzw. nach 1949 günstig verlaufene Geschichte, die mit dem Jahr 1989 sich in eine gesamtdeutsche hinein verlängert?

Was mich darüber hinaus bewegt hat, war die Frage, ob es heute ausreicht, die gewesene Wirklichkeit *allein* so abzubilden, wie sie eingetreten ist. Wäre es nicht aufklärerischer und die Perspektive erweiternd, die deutsche Vergangenheit, oder genauer: deren historische Zäsuren, daraufhin zu befragen, ob die tatsächlich eingetretenen Ereignisse notwendig, die wirklich gewordene Entwicklung gänzlich ohne Alternative war – oder ob sich damals jeweils und in unterschiedlicher Dichte auch andere Möglichkeiten ergeben hätten und inwieweit diese Möglichkeiten den Zeitgenossen, vor allem den verantwortlich Handelnden, bewusst gewesen sind? Dabei gilt es, keine spekulative Geschichte zu betreiben, sondern solche historischen Momente herauszustellen, in denen die Keime einer anderen Entwicklung angelegt gewesen waren. Bei dieser Art des historischen Verstehens und Darstellens sind wir selbstredend der gewesenen Wirklichkeit verpflichtet. Wir halten uns an ihr fest wie an einem Geländer, über das wir uns zwar lehnen, um ganz unten einen Möglichkeitsraum zu erkennen, der in der real gewesenen Zeit keineswegs unwahrscheinlich war, indes nicht wirklich geworden ist. Die wirklich eingetretene Geschichte gibt uns weiterhin Halt und bewahrt uns davor, so etwas wie eine sogenannte kontrafaktische Geschichte zu erzählen. So bewegen wir uns in der eingenommenen historischen Wahrnehmung des Vergangenen auf einem schmalen Grat zwischen Wirklichkeit, Möglichkeit und verschiedene Dichten von Wahrscheinlichkeit und eröffnen, aus ihren Schnittmengen komponiert, einen Geschichtsraum, den wir zum eigentlichen Gegenstand der Ausstellung machen. Sinn dieses Vorhabens ist es, ein Bewusstsein für historisches Urteilen zu schärfen – also Fragen von Verantwortung, dem Abwägen zwischen Alternativen, ja, der konflikthaften Entscheidung für das eine gegen das andere. Damit soll das Vermögen befördert werden zu unterscheiden zwischen richtig und falsch, zwischen moralisch und unmoralisch, zwischen wichtig und weniger wichtig. Diese Befähigung zur Unterscheidung erlaubt uns letztendlich auch zu urteilen. Es geht also um Tugenden der Urteilskraft.

FB: Schärfung der historischen Urteilskraft ist ein wichtiges Stichwort. Es bildet das Leitmotiv für das Gesamtprogramm des Deutschen Historischen Museums. In diesem Sinne dient auch und gerade diese Ausstellung dazu, in besonderer Weise über Geschichte nachzudenken. Sie haben für dieses Nachdenken 14 Zäsuren, Wendepunkte, ausgewählt. Deshalb die Nachfrage, was zeichnet eine Zäsur aus? Und um die Frage in die Gegenwart zu überführen: Bundeskanzler Scholz hat nach dem Angriff Russlands auf die

Ukraine von einer Zeitenwende gesprochen. Würden Sie, und das ist sicher spekulativ, diese Zeitenwende auch als Zäsur sehen?

DD: Durchaus. Und das übertragen wir auf die Vergangenheit: Wie haben die Menschen in ihrer jeweiligen Zeit eine sich als historisch herausstellende Wende wahrgenommen? Nicht im *hindsight*, im Nachhinein, so, wie der Historiker oder die Historikerin das Geschehen zu rekonstruieren gehalten sind, um dabei unter Umständen festzustellen, dass sich damals etwas zugetragen hat, was von den Zeitgenossen womöglich kaum bemerkt worden ist, sich indes als von großer Wichtigkeit herausstellen sollte. Der 24. Februar 2022 wird im zeitgenössischen Bewusstsein zweifellos als Wende wahrgenommen, weil an diesem Tag etwas geschehen ist, was die Menschen in ihren lang gepflegten Zukunftserwartungen und Zukunftsplanungen erschüttert und zutiefst verunsichert. Und genau das ist zeitgenössisch unter einer Zäsur zu verstehen: Alle Lebensplanung gerät aus dem Tritt, alle Gewissheit findet sich beschädigt. Und genau auf dieser – bildlich gesprochen – abgründigen Gletscherspalte erhebt sich die Fragestellung der Ausstellung: Was ist eingetreten, dem der Charakter eines Wendepunkts zukommt? Und mehr noch: Welche Möglichkeiten einer anderen als der eingetretenen Entwicklung nisten an einer solchen Wegscheide? Diese nistenden Möglichkeiten gilt es sichtbar und die dabei in der Wahrnehmung aufkommende Spannung zwischen dem tatsächlich Gewordenen und dem letztendlich doch nicht Eingetretenen für das historische Bewusstsein fruchtbar zu machen. Diese dramaturgisch, also ausstellungstechnisch inszenierte Spannung zwischen Möglichkeit und Wirklichkeit soll das historische Bewusstsein der Besucher und Besucherinnen herausfordern. Schließlich betritt ein jeder wie eine jede mit gewissen Vorkenntnissen, ja mit historischer Ahnung unterschiedlicher Dichte die Ausstellung. Aber in dieser Ausstellung werden die mitgebrachten historischen Kenntnisse verfremdet. Und sie werden allein schon deshalb verfremdet, als durch die Verkehrung des zu durchlaufenden historischen Raumes – also der chronologischen Abfolge der als bekannt erachteten Ereignisse – diese als überraschend erscheinen. Die Anlage der Ausstellung in umgekehrter Zeitfolge, also einer verkehrten Chronologie, soll dazu führen, dass das als bekannt Erwartete auf den ersten Blick den Eindruck von etwas Unbekanntem erzeugt, bis es dann als bekannt wiedererkannt wird. Dieser irritierende Effekt trägt dazu bei, das Bekannte aufs Neue zu befragen.

FB: Sie haben das Stichwort 1989 genannt. 14 Zäsuren, Wendepunkte, werden in Ihrem Konzept und jetzt auch in der Aus-

stellung dargestellt, organisiert der Fragestellung nach, welche Möglichkeiten sich in den vergangenen Realitäten verbargen. Warum aber gerade diese 14 Wendepunkte, warum beginnt die Ausstellung mit den Ereignissen des Jahres 1989 und warum endet sie mit 1848/49?

DD: Dem liegt eine Systematik zugrunde, die als Periodisierung bezeichnet wird – mithin die Einteilung des Geschichtsverlaufs in Zeitabschnitte, deren Anfang und Ende durch Zäsuren, durch Einschnitte kenntlich gemacht werden, denen der Charakter von Wendepunkten zugeschrieben wird. Gehen wir von 1989 aus, nehmen wir die Vereinigung als Ausgang der Ausstellung in den Blick, dann eröffnet sich deren historischer Kerngehalt: nämlich Freiheit und Demokratie. Und geht man in der Geschichte zurück und sucht eine anfängliche Entsprechung, eine womöglich zurückliegende analoge Zeitzäsur, ein historisches »Gegenüber« sozusagen, dann dürfte sich das Doppeljahr 1848/49 aufgerufen fühlen – das Jahr der gescheiterten demokratischen, der bürgerlichen Revolution in Deutschland bzw. im Bereich des deutschsprachigen Mitteleuropas, aber auch weiter östlich davon. So gesehen treten Anfang- und Endpunkt der Ausstellung – 1989 und 1848/49 – ein in eine Art von Ereignisdialog, in einen Dialog, in dem es um Freiheit und Demokratie in Deutschland geht.

FB: Durch die Überlegung der Möglichkeiten eröffnet sich fast automatisch ein neuer Blick auch auf das tatsächlich Geschehene.

DD: Unbedingt. Wir stehen immer zwischen mehreren, jedenfalls mindestens zwei projizierten Möglichkeiten. Wir stehen immer vor einer Wahl, sei es als Individuen in Alltagsfragen, aber auch in den höheren Bereichen. In Möglichkeiten zu denken ist nun mal eine anthropologische Konstante der Gattung Mensch. Jeder Mann und jede Frau findet sich im Leben vor Entscheidungen gestellt. Ein jeder Mensch weiß, was Konfliktlagen bedeuten – im Kleinen wie im Großen. Insofern ist das Einfühlen in Fragen historischer Entscheidung zwischen zwei Möglichkeiten verständlich und allgemein zugänglich. Und insofern ist die Fragestellung der Ausstellung universell – eine Frage, die sich anhand der deutschen Geschichte gleichwohl in besonders scharfer Weise stellt. Schließlich gilt die deutsche Geschichte als besonders katastrophisch. Die Frage, ob es so hat kommen müssen, wie es gekommen ist, ist selbstredend keine ausschließlich deutsche Frage, aber doch eine sehr deutsche Frage.

FB: Die Aussage »es hätte auch anders kommen können« weist in zweierlei Richtung: entweder dass eine als positiv eingeschätzte Alternative nicht realisiert wurde oder dass im Gegensatz eine negative vermieden werden konnte. Sie haben die gescheiterte Revolution von 1848/49 und die erfolgreiche Revolution, die Friedliche Revolution von 1989 miteinander in Verbindung gesetzt. Liegt der deutschen Geschichte so etwas wie ein verborgenes Telos, eine wie vom Schicksal festgelegte Richtung, zugrunde oder wird eine solche Vorstellung eher infrage gestellt?

DD: Es ist geradezu Absicht der Ausstellung eine solche teleologische Vorstellung zu hinterfragen. Es geht – um vielleicht ein hohes Wort für dieses Phänomen zu evozieren – um Kontingenz, das Unerwartete, das plötzlich eintretende, also um das Gegenteil dessen, was unter Telos verstanden wird. Es wird ja gegen die Vorstellung eines notwendigen Eintretens bestimmter Wendungen im Geschichtsverlauf argumentiert. Dabei lässt sich die deutsche Geschichte von der Katastrophe her gesehen in zwei große, voneinander verschiedene Phasen einteilen, womit sich doch wieder so etwas wie eine leicht teleologische Interpretation einschleicht: nämlich die Einteilung in einen eher negativen Teil deutscher Vergangenheit, der mit dem Jahr 1945 endet, und eine positive deutsche Geschichte, die von da an bis in die Gegenwart hinein anhält. Und von der Gegenwart hoffen wir, dass sie auch weiterhin anhält, obwohl eben die Zeitenwende vom 24. Februar 2022 zumindest eine Unterbrechung, vielleicht sogar einen Bruch ankündigt.

Wenn in diesem aktuellen Zusammenhang noch eine kurze Ausführung, auch als Hintergrund für die Ausstellung selbst, erlaubt ist: Die Ereignisse des russischen Krieges in und gegen die Ukraine ziehen uns, wie von unsichtbarer Hand gelenkt, zurück in die Muster der ersten Hälfte des 20. – gar in die der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts: Alle Kategorien, Begriffe und Analogien, die angesichts dieses Krieges aufgeworfen werden, wie Geopolitik, Imperium, Nationalstaat, Grenze, Territorium etc., traten an der Schwelle des 21. Jahrhunderts mit dem Zerfall Jugoslawiens an den Tag, als aufs Neue vom »Balkan« gesprochen wurde, also von einer historischen Landschaft mit allen ins 19. Jahrhundert hinein weisenden Assoziationen – bis hin zu »Sarajewo«, dem Auslöser des Großen Krieges, des später so genannten Ersten Weltkriegs. Der Ukraine-Krieg wiederum ruft die Militärgeografie des Krim-Krieges (1853–56) auf, den Weltkrieg des 19. Jahrhunderts. So erzeugt die Zeitenwende der Gegenwart so etwas wie einen Zeitsog in eine längst für über-

wunden erachtete Vergangenheit – von der fundamentalen, revolutionären Neuerung im 20. Jahrhundert abgesehen: den Nuklearwaffen. Bei all dem geht es nicht um Wiederholung, aber doch um die Rückkehr von Kategorien, Bildern und Deutungszusammenhängen, wie sie in Militärgeografie, Geopolitik und Ethnopolitik wurzeln. Es handelt sich dabei um Wahrnehmungs- und Interpretationsmuster von Realität, die weit über die Lebensdauer des Einzelnen hinausgreifen. Das ist zwar ein Nebenaspekt der Ausstellung, wenn auch ein wichtiger: historisches Bewusstsein zu stärken, ein Bewusstsein, das uns erlaubt, unsere aktuelle Lebenswelt besser zu verstehen, um individuell wie kollektiv angemessen zu handeln. Insofern ist die von deutscher Geschichte handelnde Ausstellung implizite auch eine hochaktuelle Geschichtsschau über Gegenwart und Zukunft.

FB: Sie haben gerade den Begriff der Kontingenz erwähnt, der für diese Ausstellung von zentraler Bedeutung ist: Kontingenz oder Zufall, der Eintritt des Unerwarteten, wenn man es alltagssprachlich ausdrücken will. Historiker und Historikerinnen neigen im Allgemeinen in ihren Darstellungen doch eher dazu, Geschichte so zu erzählen, als ob das, was schließlich eingetreten ist, auch habe eintreten müssen. Sie hingegen neigen eher dazu, Kontingenz in den Vordergrund zu rücken. Wie würden Sie die Rolle von Kontingenz für solche Entwicklungen beschreiben, die sich auf die lange Dauer beziehen, auf das Soziale, das Ökonomische und erst recht das Ökologische? Ist Ihnen in der historischen Darstellung von Struktur ein Zuviel an Zwangsläufigkeit angelegt? Wie ist deren Verhältnis zum Ereignis und damit zur Ereignisgeschichte zu verstehen?

DD: Menschen suchen allein schon des Dranges nach Voraussehbarkeit und Planbarkeit dem Augenblick, dem plötzlich Eintretenden – jedenfalls im Nachhinein – den Stempel des Notwendigen, gar des Unausweichlichen aufzudrücken. Da ist so etwas wie psychische Gravitation im Spiel. So ist man geneigt, dem Zufälligen, gar Trivialen einen tieferen Sinn abzugewinnen. Und ein solcher gesuchter Sinn kann derart Patina ansetzen, als weise er in eine vorausbestimmte Richtung. So konvertiert Kontingenz in Telos. Der bloße Punkt, genauer: die vielen Punkte, die verschiedene Ereignisse repräsentieren, mutieren in eine Linie. Das hat etwas mit Anthropologie zu tun. Menschen suchen eine das große Ganze umfassende Erklärung, was wiederum Halt und

Orientierung für Zukünftiges gibt. In der deutschen Geschichte oder genauer: in der deutschen Geschichtsschreibung der jüngeren Zeit herrschte die Tendenz vor, eher Struktur als Entscheidung in das Zentrum der Zeitbetrachtung zu rücken – so im Bereich der Gesellschaftsgeschichte. Damit erfährt die Geschichtserzählung aber einen teleologischen Drall, wobei eine Überbetonung der von den handelnden Menschen schwer zu navigierenden Umstände Platz greift. Die Verantwortung des Einzelnen, vor allem der entscheidend an der Herrschaft beteiligten Einzelnen, tritt dabei zurück. Handelnde Personen werden so zu Agenten von Strukturen, die selbst wieder zu historischen Subjekten werden. Mit der Ausstellung soll eine Korrektur versucht werden – eine Korrektur, die den Zufall, die Kontingenz und damit auch die Verantwortung der handelnden Menschen betont, handle es sich dabei nun um Individuen oder auch um Kollektivsubjekte.

Wobei wir wieder bei Fragen des Urteilens und der Urteilskraft anlangen. So ist die Ausstellung derart angelegt, dass sie den Moment einer wie auch immer wahrscheinlichen Alternative in den Blick nimmt, sie gleichsam wie unter dem Mikroskop vergrößert, um ihres feinen Gewebes ansichtig zu werden, sie also bewusst zu machen. Indem die Ausstellung auch und gerade das Existenzielle in den Fokus rückt, führt sie das Politische und damit den Konflikt in die Geschichtsbetrachtung zurück und verleben-digt eine Tradition der Geschichtsschreibung, die über Jahrzehnte hinweg doch eher vernachlässigt worden ist.

FB: Sie stehen einer Stiftung vor, der Alfred Landecker Foundation, die sich vor dem Hintergrund der Katastrophe des Holocaust für Fragen der Erinnerungs- und Geschichtskultur, der Verteidigung und Vertiefung der Demokratie auch und gerade im digitalen Zeitalter sowie der Bekämpfung von Gruppenhass widmet. Für das Museum bietet diese Ausstellung ein wichtiges didaktisches Exempel dafür, wie demokratische Verantwortung, aufgeklärtes Urteilsvermögen und ein Bewusstsein für das Existenzielle für ein breites Publikum präsentiert werden können. Könnten Sie diese allgemeinen Aussagen am Beispiel von ein oder zwei Zäsuren erläutern?

DD: Ich möchte zwei Beispiele aus dem Gesamtensemble herausgreifen. Das eine Beispiel ist die Ernennung Hitlers zum Reichskanzler durch den Reichspräsidenten Hindenburg am 30. Januar 1933. Diese Entscheidung hat die Öffentlichkeit doch eher überrascht. Das hatte der greise Reichspräsident eigentlich

ausgeschlossen. Zudem war die Nazi-Bewegung seit den Novemberwahlen 1932 im Aufschwung begriffen. Was damals nur für Fachleute erkennbar war und im Frühjahr dem breiteren Publikum sichtbar wurde, war der Umstand, dass die Talsohle der Wirtschaftskrise offenbar durchschritten war. Angesichts dieser für die NS-Bewegung zunehmenden Widrigkeiten wurde Hitlers Ernennung zum Reichskanzler in der Nazi-Presse als »Wunder« bezeichnet – zwar herbeigesehnt, aber doch unerwartet eingetreten. Die denkbare, gleichwohl nicht eingetretene Alternative war die als Gerücht sich verbreitende Annahme, die Reichswehr würde einschreiten. Damit hätte Deutschland vor folgender Alternative gestanden: nationalsozialistischer Führerstaat, wie er sich ja auch durchgesetzt hat – oder eine vorübergehende Militärdiktatur bzw. ein autoritär verfasster Staat. Nicht Demokratie oder Diktatur hätten damals zur Wahl gestanden, sondern Diktatur und Diktatur. Historisches Urteilen im Nachhinein würde wohl der einen vor der anderen den Vorzug geben.

Ein zweites Beispiel: Sollte es so etwas wie ein kollektives Unbewusstes geben, dann ist in dieses die Möglichkeit einer auf Deutschland abzuwerfenden Atombombe eingegangen. Die beiden auf Japan abgeworfenen Atombomben hätten bei einem länger sich hinziehenden Krieg auf dem europäischen Kontinent durchaus auf Deutschland niedergehen können. Da der »Trinity«-Test, also der erste US-Atombombenversuch, erst im Juli 1945 erfolgte, der Krieg in Europa aber bereits im Mai durch die deutsche Kapitulation an sein Ende gekommen war, konnten die verheerenden Bomben allein Japan treffen. Dass der Krieg in Europa früher endete, als auf alliierter Seite pessimistisch erwartet worden war, dürfte Deutschland vor der Bombe verschont haben. Und dies dürfte nicht zuletzt auch der im Westen, wideralliiertes Erwarten, intakt gebliebenen Brücke von Remagen geschuldet gewesen sein, deren versuchte Sprengung durch die Wehrmacht misslang, sodass die US-Army vom 7. März an bis zu ihrem Einsturz den Rhein unangefochten überqueren und kämpfend ins Ruhrgebiet, ins Herzland des Reiches, einrücken konnten. Hätte sich die Lage auf dem Schlachtfeld anders entwickelt, wäre gar die Ardennenoffensive zeitweise erfolgreich gewesen, hätte der Krieg sich weiter hingezogen, wäre unter Umständen etwa Ludwigshafen zum Zielgebiet eines Atombombenabwurfs auserkoren worden. Dazu ist es nicht gekommen, weil der Krieg »früher« endete – und dies nicht zuletzt auch aufgrund des Drucks, den der Vormarsch der Roten Armee von Osten her ausübte. Was offenbar geblieben ist, ist die in Deutschland stärker als bei anderen Nationen Europas bestehende Atomangst. Diese scheint untergründig das zu reflektieren, was sich als Ahnung oder als Spurenelement dessen im kollektiven Unbewussten niedergeschlagen hat, was nämlich hätte geschehen können, aber nicht geschehen ist.

FB: Ich möchte zu einem anderen Bild eine Nachfrage stellen. In unserer Ausstellung eröffnet die Darstellung des Attentats vom 20. Juli 1944 ganz bewusst, im Unterschied zu allen anderen Bildern, keinen Möglichkeitsraum. Dies ist Ausdruck einer konzeptionellen Entscheidung. Diese verbindet das Ereignis des Attentats bzw. seines Scheiterns, dem alle Elemente eines Zufalls eigen sind, mit einem anderen Geschehen, in der Nazi-Sprache: mit der »Endlösung«, für die sich später die Bezeichnung »Holocaust« durchgesetzt hat. Welche Rolle spielt in Ihren Überlegungen der Holocaust und warum wird für den 20. Juli 1944 in unserer Ausstellung kein Möglichkeitsraum eröffnet?

DD: Ja, der »20. Juli« ist ein Bild, dem kein Möglichkeitsraum gewährt wird. Und diese Entscheidung ist in der Tat erklärungsbedürftig. Denn kaum ein Ereignis des Zweiten Weltkriegs wird – jedenfalls aus deutscher Sicht – von der Frage begleitet, was wohl geschehen wäre, wäre das Attentat auf Hitler gelungen. Es ist sehr wahrscheinlich, dass die erfolgreich gewordenen Verschwörer des 20. Juli den Krieg unmittelbar darauf beendet hätten – jedenfalls spricht einiges dafür. Für Deutschland, genauer: für die Deutschen wäre dies die beste aller sich damals bietenden Möglichkeiten gewesen. Vor allem, wenn man bedenkt, dass ein ungewöhnlich hoher Anteil der Wehrmachtsangehörigen, aber auch von Zivilisten in der Zeit zwischen Juli 1944 und Mai 1945 zu Tode kam. Aber hier stößt man an eine Grenze des historisch angeleiteten moralischen Urteilens: Wie soll angesichts des Holocaust der 20. Juli bewertet werden? Denn zum Zeitpunkt des »20. Juli 1944« war das, was wir heute als Holocaust bezeichnen, in seinem Umfang und mit dem am 7. Juli erfolgten Stopp der »Endlösung« in Ungarn wesentlich vollzogen gewesen. Sicher, nach dem Juli 1944 erkennen wir, ihrem Schrecken nach, noch weitere ungeheuerliche Ereignisse. Aber im Kern war der absolute Genozid an den Juden Europas bereits vollzogen. So bleibt der 20. Juli ein doch ausgesprochen deutsches Datum. »Deutsch« in dem Sinne, wie die Nazis diese Zuschreibung verstanden. Nun konnten die Ausstellungsmacher aber nicht davon absehen, dem Holocaust ein Bild zuzuerkennen. Dafür ist das Ereignis nicht nur in der deutschen (Erinnerungs-)Geschichte von einer fundamentalen Wucht. Ein eigenes Bild indes war nicht möglich. Welche denkbare Ereignisalternative, welche Möglichkeit hätte sich angesichts des radikalen Vollzugs jener Wirklichkeit denn anbieten können? Aus Gründen historischer Ethik und Moral waren wir gehalten, den »20. Juli« mit dem Holocaust zu konfrontieren.

FB: Als Nachfrage zum Verständnis: Gibt es kein Ereignis, das man als Entscheidung zum Holocaust oder gegen den Holocaust hätte anführen können?

DD: Natürlich hätte man den 20. Januar 1942, das Datum der Wannseekonferenz, als Ereignisikone wählen können. Aber das ist eine falsche Wahrnehmung der Wannseekonferenz, weil auf dieser Zusammenkunft ja nichts beschlossen wurde, was nicht bereits im Gange war. Der Holocaust wurde ja nicht von einem konkreten politisch-bürokratischen Beschluss an einem Tag, zu einer Stunde, zu einer Minute in Gang gesetzt, so wie man sich eben Verwaltungshandeln vorstellt, sondern war Teil einer Dynamik, die sich zunehmend steigerte, bis sie jenen Höhepunkt einer industriellen und total durchgeführten Vernichtung erreichte.

FB: In Ihren Erläuterungen benutzen Sie sehr häufig, und damit arbeiten wir auch in der Ausstellung, den Begriff des Bildes. Welche Rolle spielen in Ihrer Einschätzung ikonische Bilder im historischen Denken und wie prägen sie unser historisches Gedächtnis?

DD: Unsere Vorstellung ist primär bildbehaftet. Für zentrale Ereignisse stellen sich immer ganz bestimmte Bilder ein. Sie setzen sich in unserem Bewusstsein ikonisch fest und bilden um sich ein ganzes Feld von Vorstellungen aus. Es ist letztendlich ein Bild, dem ein über sich hinausweisender sinnstiftender Charakter zukommt. Hier sind natürlich nicht Bilder in einem bloß illustrierenden Sinne gemeint, sondern verdichtete, eben ikonische Einprägungen. Dies gilt auch für Bilder als Zeichen, so wie Jahreszahlen, die für ein ganzes Ereignisbündel stehen. Nehmen wir die Jahreszahl 1933. Um diese Jahreszahl herum bildet sich die Vorstellung eines ganzen Ereignisfelds aus – eine Häufung von Ereignissen, von denen wahrscheinlich ein jeder und eine jede irgendwie schon etwas gehört oder gesehen haben. So bringen die Besucher der Ausstellung immer ein Stück, ein Fragment an Vorwissen mit, über das sie sich selbst nicht unbedingt Rechenschaft abgelegt haben müssen. Diese Gedächtnisspuren führen dazu, dass angesichts der ausgestellten »Bilder« Besucher und Besucherinnen Abdrücke dieser Spuren in sich entdecken. Dies ist ein Sandkorn der Erkenntnis, um das herum sich Ahnung in Wissen verwandelt. Und so etwas wird auch mit den Besuchern geschehen, egal, welche Vorinformation auch immer sie mitbringen.

FB: Das leitet zur nächsten Frage über: Inwiefern wird das Vorgehen der Ausstellung auch Widerspruch auslösen? Was glauben Sie, in welchem Maße und vielleicht zu welchen Punkten lösen wir mit dieser Ausstellung auch Diskussionen aus?

DD: Ich glaube, dass die Beantwortung dieser Frage mehrere Schichten bereithält. Die eine Schicht ist, dass alle in der Ausstellung dargebotenen Ereignisse, vielleicht außer zweien, irgendwie bekannt sind – ich würde sie als alltagsbekannt bezeichnen. Irgendein Vorwissen oder eine Art der Vorahnung, und dies in welcher Dichte auch immer, kann immer vorausgesetzt werden. Das Bild von der Atombombe ist mit Sicherheit nur wenigen bekannt. Aber es ist, wie bereits gesagt, in einem jeden und einer jeden als Atomangst präsent.

Alle anderen Bilder sind irgendwie bekannt und haben auch immer wieder Kontroversen ausgelöst. Insofern schlagen diese Bilder in bereits bestehende Kerben des historischen Bewusstseins und des historischen Wissens ein. Die unternommene Verschiebung von der Wirklichkeit an die Ränder einer faktisch nicht realisierten Möglichkeit wird freilich schon so manchem oder mancher aufstoßen. Dabei bewegt sich historisches Denken ohnehin bewusst oder auch weniger bewusst suchend in einem Möglichkeitsraum. Erst von da aus kann die gewordene Wirklichkeit als solche historiografisch generiert werden. Es gibt kein anderes Vorgehen. Hier, in der Ausstellung, wird es indes offengelegt und dies erlaubt, die eingetretene Wirklichkeit umso dramatischer aufleben zu lassen.

Dies war auch ein Aspekt bei der Auswahl der in der Ausstellung ikonisierten historischen Bilder. Nehmen wir das Bild der Rheinlandbesetzung durch die Wehrmacht im März 1936. Dieses Bild schien für das Anliegen der Ausstellungsmacher bei Weitem wichtiger als das Großereignis des Überfalls auf die Sowjetunion, der als solcher gar nicht vorkommt. Denn es geht hier, wie bei den meisten anderen Bildern, um die Darstellung der Nähe der eingetretenen Wirklichkeit zu anderen im Ereignisfeld auch auszumachenden Möglichkeiten. So hat Hitler die Rheinlandbesetzung als gewaltiges Risiko bezeichnet. Hätte Frankreich auf die Vertragsverletzung reagiert und seine Truppen in Marsch gesetzt, wäre das ganze Unternehmen der Rheinlandbesetzung wie ein Kartenhaus in sich zusammengefallen. Wahrscheinlich hätte dies zu einer gegen Hitler geführten Reaktion der Wehrmacht geführt, also das, was angesichts der Sudetenkrise 1938 zumindest avisiert, durch den Erfolg Hitlers in München und durch britisches Misstrauen dem preußisch-deutschen Militär gegenüber nicht realisiert wurde. All dies spielte sich im Rahmen des Möglichen ab, ohne wirklich zu werden.

FB: Es geht immer darum, dass die Möglichkeit, die wir aufzeigen, trotzdem Teil der vergangenen Realität gewesen ist. Dieses sich Herantasten an die Möglichkeiten – Sie haben hierfür das schöne Bild des Sich-über-das-Geländer-Lehnens benutzt – wie unterscheidet sich das von der kontrafaktischen Geschichtsschreibung, die ja durchaus auch ihre Berechtigung hat und für die es gelungene Beispiele gibt?

DD: Kontrafaktisch bedeutet, der Geschichte eine andere und als solche ausgeführte Richtung zu geben als die, die wirklich geworden ist. Der Zugang zur Ausstellung will aber keine andere Geschichte erzählen. Vielmehr geht es im Gegenteil darum, das, was gewesen ist, schärfer wahrzunehmen, und zwar dadurch, dass man Anteile, Residuen einer anderen, sich nicht verwirklicht habenden Möglichkeit gewahr wird. Mit diesem Wissen um den Charakter der Dichte der nicht eingetretenen Möglichkeit wendet man sich – und das will die Ausstellung – der eingetretenen Wirklichkeit anders zu. Deshalb auch das Bild vom Geländer. Das Geländer ist die eingetretene Wirklichkeit. Und daran wird festgehalten. Das Geländer schützt vor dem Fall ins Nichts, also vor dem Weg ins Falsche, in eine falsche, an der eingetretenen Wirklichkeit vorbeiführende Deutung der Vergangenheit. Aber um hierfür den angemessenen Blick zu entwickeln, lehnt man sich über dieses Geländer. Das Festhalten an der gewesenen Wirklichkeit und das sich Hinablehnen in die nicht eingetretene Möglichkeit erzeugt jene historische Spannung, zu der es in der Ausstellung kommen soll.

FB: Zum Abschluss eine Frage, die uns zum Beginn des Gesprächs zurückführt: Warum ist die Ausstellung gerade heute besonders relevant?

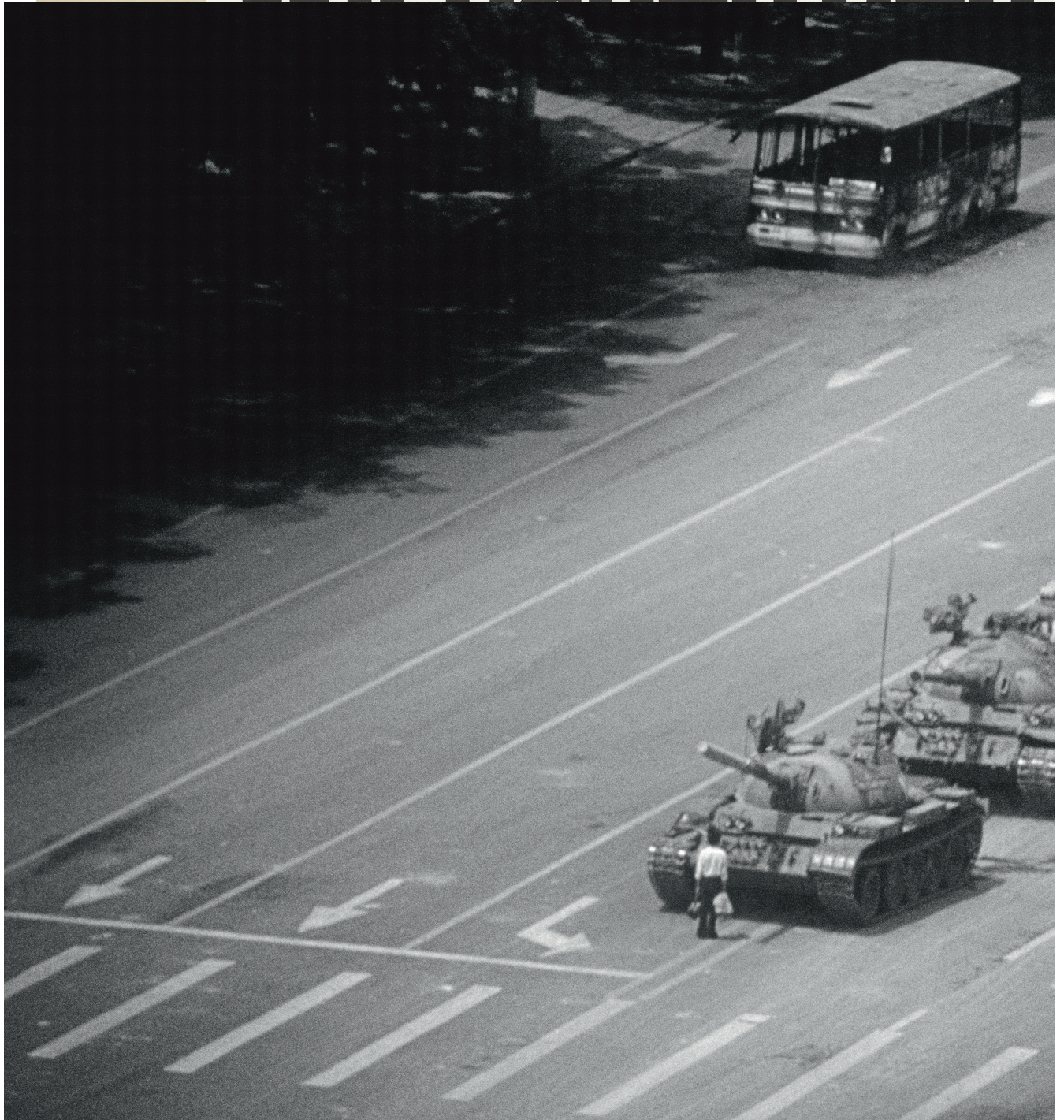
DD: Dies ist sie aus zwei Gründen. Zum einen, weil wir uns gegenwärtig auf jener Gletscherspalte des Unwägbaren befinden – und dies war vor zwei Jahren, als wir mit der Planung der Ausstellung begannen, keineswegs vorauszusehen. Was vor einem Jahr der Zeitgenossenschaft fraglos gültig erschien, ist heute nicht mehr. Und uns ist jeder Einblick in die Zukunft, auch in die am nächsten liegende Zukunft, das unmittelbare Morgen, verwehrt. Das löst beim Publikum Anspannung und Unruhe aus. Das weitverbreitete behütete Empfinden, in einer in die Zukunft linear verlängerbaren realen Gegenwart zu leben, ist nicht mehr. Die Zukunft hält jedenfalls nichts Bekanntes bereit. Das ist zwar bei jeder Zukunft der Fall, aber die Masse an zukunfts-fähig

Bekanntem nimmt rasant ab. Das ist das eine Moment, in dem wir uns befinden. Zum anderen wird beschämend deutlich, dass leichtfertiges Urteilen über Vergangenes nicht nur heute dazu führen sollte, der Geschichte mit einer gewissen Demut zu begegnen – will heißen: sich vor leichthin getroffenen Urteilen besser zu hüten. Auch diese Erkenntnis entspringt den Tugenden einer wohlverstandenen historischen Aufklärung.

FB: Ich danke Ihnen ganz herzlich.

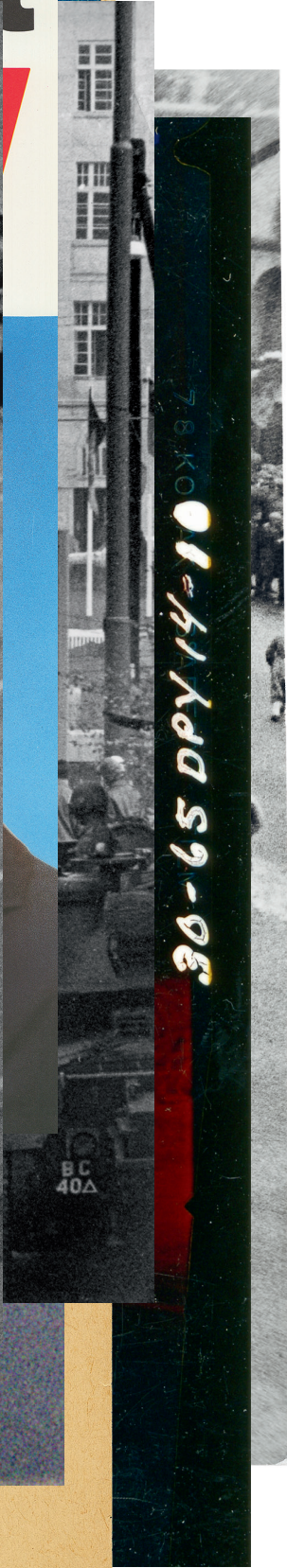
Das Gespräch führte Fritz Backhaus.

Wir bauen den



HERAUSGEBER D

Fortschritt



1989

DEUTSCHES FRIEDENSKOMITEE



**»Konsequenz und Härte,
nur damit können wir
den Sozialismus in der
DDR sichern.«**

**Erich Mielke, Minister für Staatssicherheit
und Mitglied des Nationalen Verteidigungs-
rats, in: Parteiinformation der SED vom
29. September 1989**

Glücksfall – Revolution Oder: Die Proteste und Demonstra- tionen werden gewaltsam niedergeschlagen

Julia Franke

Mit Entsetzen blickte die Welt im Sommer 1989 nach Peking: Am 3. und 4. Juni schlug die chinesische Volksbefreiungsarmee die studentischen Massenproteste blutig nieder. Über Wochen war zuvor auf dem Tian'anmen-Platz, dem Platz des Himmlichen Friedens, für Freiheit und Demokratie demonstriert worden. Insbesondere Studierende hatten im Mai 1989 damit begonnen, das Zentrum Pekings zu besetzen. Sie forderten von der Kommunistischen Partei Chinas ähnliche politische Reformen, wie sie inzwischen in der Sowjetunion, in Polen oder in Ungarn eingeleitet worden waren.¹ In den folgenden Wochen demonstrierten auch in anderen chinesischen Städten Hunderttausende. Bald hatten sich weitere gesellschaftliche Gruppen den Protesten angeschlossen. Versuche, den Konflikt im Dialog zu lösen, scheiterten. Am 20. Mai

verhängte die Parteiführung das Kriegsrecht und ließ den Tian'anmen-Platz am 3. Juni 1989 durch ihre Streitkräfte gewaltsam räumen. Bei der Niederschlagung der Proteste starben hunderte Demonstrierende, tausende Menschen wurden verletzt.²

Ist dies ein Szenario, das nur wenig später auch in Ost-Berlin, in Leipzig oder in vielen anderen Städten der DDR möglich gewesen wäre?

Demonstrativer Schulterschluss mit der KP Chinas

In der DDR rechtfertigte die SED-Führung wiederholt das Vorgehen der chinesischen Staatsführung – im Gegensatz zu anderen Staaten, die das Massaker scharf verurteilten und teilweise wirtschaftliche Sanktionen gegen die Volksrepublik China beschlossen. Die Nachrichtensendung *Aktuelle Kamera* berichtete ab dem 20. April 1989 sporadisch und aus der Perspektive der chinesischen Staatsführung über die Proteste in China. Am 4. Juni 1989 informierte sie über die »Räumung« des Tian'anmen-Platzes – mit der Interpretation, dass »Konterrevolutionäre den Sturz der sozialistischen Ordnung beabsichtigt« hätten. Die heute ikonischen Aufnahmen des *Tank Man*, also des Mannes, der sich den Panzern entgegenstellte, zeigte sie nicht.

Vier Tage später, am 8. Juni, befürwortete die Volkskammer, also das höchste Verfassungsorgan der DDR, das Vorgehen der Verantwortlichen auf dem Platz des Himmlichen Friedens. Der SED-Abgeordnete Ernst Timm verkündete, dass »sich die Volks-

macht gezwungen [sah], Ordnung und Sicherheit unter Einsatz bewaffneter Kräfte wiederherzustellen«.³ Weitere vier Tage später trafen sich die Außenminister beider Staaten in Ost-Berlin und Oskar Fischer solidarisierte sich gegenüber seinem chinesischen Amtskollegen Qian Qichen stellvertretend für sein Land mit der Volksrepublik China und dem »chinesischen Brudervolk«.

Die Geschehnisse in China und die offizielle Haltung der SED-Regierung dazu finden sich zwischen den Zeilen auch in den Worten der Ministerin für Volksbildung Margot Honecker Mitte Juni 1989 wieder. Bei der Eröffnung des IX. Pädagogischen Kongresses sendete sie deutliche Zeichen in Richtung Jugend und forderte den Kampf für den Sozialismus ein, nötigenfalls mit radikalen Mitteln: »Noch ist nicht Zeit, die Hände in den Schoß zu legen, unsere Zeit ist eine kämpferische Zeit, sie braucht eine Jugend, die kämpfen kann, die den Sozialismus stärken hilft, die für ihn eintritt, die ihn verteidigt mit Wort und Tat und, wenn nötig, mit der Waffe in der Hand.«⁴

Krise(n) des real existierenden Sozialismus

Wie die chinesische Staatsführung sah auch die SED den Reformkurs des sowjetischen Staats- und Parteichefs Michail Gorbatschow kritisch und stemmte sich mit der ihr möglichen Macht dagegen. Nach seiner Wahl zum Generalsekretär der Kommunistischen Partei der Sowjetunion (KPdSU) im März 1985 hatte Gorbatschow in Wirtschaft und Gesellschaft Reformen durchgeführt. Die Ablehnung seines Reformprogramms von *Glasnost* (Offenheit) und *Perestroika* (Umgestaltung), das die Reformierbarkeit des staatssozialistischen Systems beweisen sollte, einte die Parteien in Ost-Berlin und Peking.

Zeitgleich setzte in den Nachbarstaaten der DDR ein Zerfall des kommunistischen Herrschaftssystems ein, der ganz Ostmitteleuropa ergriff. Innerhalb weniger Monate kollabierten mehrere staatssozialistische Regime unter dem Eindruck von Massendemonstrationen und Streiks. In Polen etwa bat die kommunistische Regierung die Vertreter der 1980 gegründeten, zwischenzeitlich verbotenen und daher im Untergrund arbeitenden Gewerkschaft *Solidarność* im Frühjahr 1989 an einen Runden Tisch.

Parallel dazu spitzte sich die Krise in der DDR seit Sommer 1989 noch einmal zu. Nach den Kommunalwahlen vom 7. Mai 1989 konnten Oppositionelle der SED zum ersten Mal Manipulationen nachweisen. In der Bevölkerung sank das noch verbliebene Ansehen der Partei kontinuierlich. Landesweit organisierten sich Bürgerrechtsgruppen mit der Forderung nach politischen und gesellschaftlichen Reformen. Große Teile der SED-Spitze waren sich der Tiefe der gesellschaftlichen Krise und explizit der eigenen Legitimationskrise bewusst. Sie erkannten die in der DDR immer lauter werdenden Forderungen nach einer demokratischen Erneuerung, aber auch die wachsende Zahl der Ausreise-



»Protest gegen den Massenmord in Peking / China ist nicht fern!« Handzettel mit Aufruf zu einer Solidaritätsdemonstration | Ost-Berlin, Juni 1989 | Papier, Druck; 19,6 × 28 cm | Robert-Havemann-Gesellschaft/ EP 09

anträge und derjenigen, die aus der DDR flohen, als eine Bedrohung des eigenen Systems. Am 19. August 1989 fand an der österreichisch-ungarischen Grenze das sogenannte Paneuropäische Picknick statt. In dessen Verlauf flohen 661 DDR-Bürgerinnen und -Bürger über die Grenze nach Österreich. Allein im Verlauf des Jahres 1989 sollten rund 344 000⁵ Flüchtlinge und Übersiedler in die Bundesrepublik abwandern.⁶ Dies waren mehr Menschen als zur Hochphase der deutsch-deutschen Fluchtbewegung in den 1950er Jahren.⁷ Insbesondere junge und gut ausgebildete Menschen verließen die DDR.

Mehr Informationen zu [diesem](#) und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de